

Interview mit Sebastian Luft

Prof. Dr. Sebastian Luft lehrt und forscht als Gastprofessor in den kommenden beiden Semestern (WS2015/16 & SS2016) im Fachbereich Philosophie an der Uni Paderborn. In einem Interview stellt er sich kurz vor.



1. Lieber Herr Prof. Luft, wir freuen uns, Sie in den kommenden beiden Semestern in Paderborn begrüßen zu dürfen. Können Sie kurz Ihren akademischen Werdegang schildern, insb. wann und warum hat es Sie in die USA verschlagen und warum nutzen Sie nun die Gelegenheit, wieder in Deutschland zu lehren und zu forschen?

Zunächst einmal danke für den netten Willkommensgruß! Ich war einmal – im Jahr 2009 – zu einer Tagung in Paderborn und habe die Universität und den Ort in guter Erinnerung. Ich freue mich sehr auf meine Zeit in Paderborn!

Um Ihre erste Frage zu beantworten, hole ich etwas weiter aus. Die übrigen Fragen beantworte ich dann knapper.

Meine akademische Ausbildung war – im Vergleich zu heutigen Studienmodulen – sehr „old school“ und entspannt. Da mein Vater, der selbst nur in Amerika studieren konnte, immer mir ermöglichen wollte, was er selbst gern getan hätte, wurde mir zum Studium viel Zeit gegeben. Dennoch machte ich „schon“ nach 10 Semestern meinen Magisterabschluss in Heidelberg (nach einem ersten Jahr in Freiburg) in den Hauptfächern Philosophie und Germanistik. Meine Studienzeit war im Vergleich mit dem verschulten Studium heute idyllisch. Zur Vorlesung kam man, wenn man wollte; diskutiert wurde eher abends in Kneipen.

Zum Promotionsstudium ging ich nach Wuppertal, auch dies sehr „old school“, weil ich bei Klausur Held promovieren wollte, den ich bis dahin nur von seinen Schriften zu Husserl kannte. Da ich meine Magisterarbeit über Husserl geschrieben hatte und weiterhin in der Phänomenologie arbeiten wollte, wollte ich zum „Meister“, in dessen Schriften ich zum ersten Mal begriff, worum es bei Husserl geht. Um ein letztes Mal auf eine alte Tradition zu sprechen zu kommen, hatte ich auf meinem Weg nach Wuppertal ein Empfehlungsschreiben meines akademischen Lehrers in Heidelberg, Reiner Wiehl, in der Tasche.

In Wuppertal und Bochum gab es ein gemeinsames Graduiertenkolleg mit dem Schwerpunkt „Phänomenologie und Hermeneutik“, und ein großes Thema für uns Doktoranden war damals die Frage nach der Zukunft. Das Graduiertenkolleg, welches 6 Jahre bestand, hatte Doktoranden aus der ganzen Welt und natürlich Deutschland. Die Ausländer, die nach Deutschland kamen und mit einem „Dr. phil.“ wieder abreisten, haben alle gute Karriere gemacht in ihren Heimatländern. Anders die Deutschen. Die wenigsten haben Stellen in Deutschland gefunden. Ich hatte die Gelegenheit, 1996-97 an die State University of New York at Stony Brook zu einem Austauschjahr zu gehen und hatte das erste Mal einen Eindruck vom professionalisierten Doktorandenstudium in Nordamerika und der Rede von erfolgreichem „Placement“ der ehemaligen Doktoranden. Da ich als Kind und Jugendlicher durch die Arbeit meiner Eltern zeitweise auch in den USA gelebt hatte, hat mir mein Doktorvater damals schon zu bedenken gegeben, dass ich womöglich, um eine Professur zu finden, nach Amerika gehen könne, ja müsse.

Zunächst aber kam es anders. Noch bevor ich mit der Dissertation fertig war, bekam ich ein Angebot, an der Universität Leuven in Belgien, dort am legendären Husserl-Archiv, eine Mitarbeiterstelle anzutreten und einen Band der „Husserliana“ – der gesammelten Schriften des Philosophen – herauszugeben. Das war natürlich ein Traumangebot, das ich gern annahm. So zog ich 1998 nach Leuven im flämischen Teil Belgiens.

Weil das Niederländische eine verhältnismäßig kleine Sprache ist, war dort natürlich die Tendenz zum Englischen groß, wie es auch einen englischsprachigen Studiengang dort gibt, an dem viele Nordamerikaner studierten. Von dort war man sehr nach England und Nordamerika orientiert, so dass ich damals wertvolle Kontakte knüpfen konnte. Und außerdem zeichnete sich ab, dass es in Deutschland einfach fast keine Stellen gab.

Nach meiner Zeit in Leuven, 2002, gab es in Deutschland in der Tat nichts für mich. Es herrschte damals auch die große Konfusion durch die Einführung der Juniorprofessur, die eigentlich die Habilitation ersetzen sollte. Die Bitterkeit unter den damals Habilitierten war sehr groß; man sprach offen davon, dass eine ganze Generation „verschrottet“ wurde. Am Ende kam es nicht ganz so schlimm, aber man kann nicht sagen, dass die Einführung der Juniorprofessur das Problem gelöst hätte.

Weil die Situation in Deutschland so unwägbar war, habe ich mich in der Zeit um ein Feodor-Lynen-Stipendium der Humboldt-Stiftung beworben, wo man an der Universität eines ehemaligen Humboldtstipendiaten, der in Deutschland geforscht hatte, arbeiten kann. Meine Wahl fiel auf die Emory University in Atlanta, weil dort gleich zwei ehemalige Humboldtianer arbeiteten, David Carr und Rudolf Makkreel. In der Zeit bewarb ich mich auf Stellen in den USA und erhielt 2004 den Ruf an die Marquette University in Milwaukee im Bundesstaat Wisconsin.

Ich hatte von Milwaukee noch nie gehört, im Nachhinein war es aber vielleicht etwas ironisch, dass ich in der „deutlichsten“ Stadt Amerikas anlangte. Dass ich an der Marquette University berufen wurde – es ist eine katholisch-jesuitische Privatuniversität –, ist durch meine Zeit an der Katholieke Universiteit Leuven auch kein Zufall.



„Dass ich mich für Hauptfach Philosophie entschieden habe [...], war eine reine aus philosophischen Idealen motivierte Entscheidung aus Leidenschaft.“

Bei Marquette bekam ich 2008 „tenure“ (also die in Amerika übliche Weise der Entfristung nach den Probejahren), so dass ich erstmals aufatmen konnte. Ich sollte betonen, dass, obwohl das alles sehr zielgerichtet klingt, ich bei allem sehr großes Glück hatte, viel Unterstützung selbstloser Mentoren, und dem Schicksal dankbar bin.

Ich habe mich in das nordamerikanische System integriert, aber – das der letzte Teil Ihrer Frage – ich habe nie aufgehört, Deutschland und Europa im Allgemeinen zu vermissen. Daher war es nun einmal wieder an der Zeit – nachdem ich 2009-11 ebenfalls aufgrund von anderen Stipendien in Deutschland verbrachte –, nach Deutschland zu gehen. Die DAAD-Gastprofessur war eine solche Option, und ich bin sehr froh, dass Paderborn sich bereit erklärt hat, den Antrag zu unterstützen, und natürlich umso froher, dass es schlussendlich auch geklappt hat. Ich bin hierzu v.a. dem Dekan der Fakultät, Volker Peckhaus, und Henning Peucker im Fachbereich Philosophie, zu Dank verpflichtet.

2. In Paderborn gibt es ja ein breites Spektrum an philosophischen Seminaren und Vorlesungen. Welches sind Ihre fachlichen Schwerpunkte? Was erwartet die Studierenden, wenn sie Ihre Lehrveranstaltungen belegen?

Meine Schwerpunkte sind, historisch, die europäische („kontinentale“) Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts, also ab Kant alles bis in die Gegenwart. Systematisch liegen meine Schwerpunkte – wie bereits erwähnt – in der Phänomenologie, hier v.a. Husserl. Durch meine weiteren Arbeiten – 2013 habilitierte ich mich – habe ich mich in ein weiteres Gebiet eingearbeitet, nämlich der Kulturphilosophie.

Im Ganzen interessiert mich das, was seit Kant „Transzendentalphilosophie“ genannt wird, hier aber auch in der Nachfolge Kants etwa im

Deutschen Idealismus, dem Neukantianismus und der Phänomenologischen Bewegung. Ich biete hierzu im WS eine Vorlesung an, die einflussreichen Charakter hat.

Was Veranstaltungen v.a. auf dem B.A.-Niveau betrifft, so habe ich in den USA so gut wie alles einmal unterrichtet, also auch im Bereich der Ethik. Auch hierzu gebe ich ein Seminar im WS.

„Ich werde mich mit aller Kraft bemühen, dass die Studierenden in meinen Seminaren eine erfüllende pädagogische Erfahrung machen, egal welches Thema behandelt wird.“

Die DAAD-Gastprofessur hat ja das explizite Mandat der „Internationalisierung der Lehre“, weshalb ich manche der Veranstaltungen auf Englisch anbiete. Die Sprache ist aber nur das eine. Das andere ist die Art der Lehre. In den USA, v.a. bei Privatunis, wird die Qualität der Lehre sehr groß geschrieben, wie man an den allsemestrigen Evaluationen seitens der Studierenden erfährt (die in ihrem Urteil manchmal harsch sein können). Man kann über das Evaluationssystem lange streiten; was ich aber damit sagen will, ist, dass Lehre sehr wichtig genommen wird und kein Professor in den USA eine Festanstellung erhält, wenn er/sie nicht ausgezeichnete Lehre vorzuweisen hat, die auch von Peers, also Kollegen, geprüft wird. Man ist also als Professor in den USA extrem auf Pädagogik „getrimmt“ und ist gezwungen,

sich hierzu viel Mühe zu geben und neue Lernstile auszuprobieren und studierendenorientierte Lehre anzubieten. Ich werde mich natürlich an die Studierenden in Paderborn anpassen müssen, aber es ist eine Aufgabe, auf die ich mich freue. Ich werde mich mit aller Kraft bemühen, dass die Studierenden in meinen Seminaren eine erfüllende pädagogische Erfahrung machen, egal welches Thema behandelt wird.

3. Sie kennen das deutsche sowie das amerikanische Universitätssystem. Welche Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede würden Sie hervorheben?

Auf diese Frage kann man lange antworten. Ich las gerade das Buch von Marc Roche, „Was die deutschen Universitäten von den amerikanischen lernen können und was sie besser vermeiden sollten“, mit dem ich in weiten Teilen übereinstimme, also wiederhole ich es hier nicht, sondern verweise darauf und empfehle es sehr.

Was die Gemeinsamkeiten betrifft, so ist es ja so, dass in ganz Europa durch die Bolognareform viel aus den USA übernommen wurde, man denke nur an die B.A.- und M.A.-Studiengänge und die Modularisierung. Im Gegenzug ist das Modell der Humboldtuniversität ein Exportschlagger, der insbesondere in den USA enormen Erfolg hatte. Das Ideal der „Einheit von Forschung und Lehre“ ist vielleicht nie besser umgesetzt worden als an den besten amerikanischen Universitäten.

Der größte Unterschied hingegen, der ja durch Bologna eingeebnet werden soll, ist die Betonung der Lehre, v.a. an den zahlreichen vierjährigen Colleges, wo eben fast nur die Lehre zählt. Und auch wenn man, wie ich, an einer Universität lehrt, die doktoratsverleihend ist, braucht man, wenn man einmal Tenure hat und sich damit zufrieden gibt, nur zu lehren, auch nicht mehr zu forschen. Es gibt also in den USA einen breiten Mittelbau von Professoren, die nicht mehr veröffentlichen und nur ihre bewährten Kurse anbieten. Mit dieser Haltung würde man in Deutschland natürlich – und zu Recht – nicht durchkommen. Trotz aller Unkenrufe findet man also an deutschen Hochschulen ein durchweg sehr hohes Niveau. Diese Eigenheit beizubehalten sind die deutschen Universitäten gut beraten, und am Ende profitieren auch die Studierenden davon, dass ihre Dozenten nicht nur ausgezeichnete Lehrer sind (im Idealfall), sondern auch mit dem anderen Fuß in der Forschung stehen und die Studierenden daran teilhaben lassen.

„Philosophie ist eine angeborene Leidenschaft wie die für ein Musikinstrument oder eine Sportart: manche haben sie, die meisten nicht. Glücklicherweise, der eine solche Leidenschaft in sich entdeckt, und noch glücklicher, wenn er sie ausbauen und vielleicht sogar davon leben kann.“

4. Bezogen auf Ihre Profession: wie sind Sie zur Philosophie gekommen?

Mein Weg in die Philosophie war der der meisten, die diese Leidenschaft in sich entdecken, also durch bestimmte Musik, Filme oder, in meinem Fall besonders, eine beeindruckende Lehrerin im Gymnasium, die mich darin bestärkte, Philosophie weiter zu verfolgen, sogar im Studium. Dass ich mich für Hauptfach Philosophie entschieden habe – zum Leidwesen meiner Eltern, die sich natürlich um meine Zukunft sorgen –, war eine reine aus philosophischen Idealen motivierte Entscheidung aus Leidenschaft.

Als ich aber einmal im Studium war, wurde mir sofort klar, dass Philosophie nicht müßiges Spekulieren bei Rotwein ist, sondern harte Arbeit, eben „strenge Wissenschaft“ ist. Es gibt ja solche, die zur Philosophie eine „ästhetische“ Einstellung haben, also philosophische Gedankenfiguren mit dem Anspruch der Schönheit bewerten, und das sei unbenommen. Für mich jedenfalls ist die Kantische Trennung zwischen Philosophie „nach dem Weltbegriffe“ und „nach dem Schulbegriffe“ leitend. Das bedeutet für mich: Wenn man Philosophie professionell betreibt (nach dem „Schulbegriff“), so muss man sich von vielem, was landläufig für Philosophie (als „Weltbegriff“) gilt, verabschieden. Grundsätzlich aber gilt: Man kann und soll niemanden zur Philosophie zwingen. Philosophie ist eine angeborene Leidenschaft wie die für ein Musik-

-instrument oder eine Sportart: manche haben sie, die meisten nicht. Glücklicher ist der, der eine solche Leidenschaft in sich entdeckt, und noch glücklicher, wenn er sie ausbauen und vielleicht sogar davon leben kann. In dieser Hinsicht schätze ich mich sehr glücklich.

5. Wo sehen Sie heute drängende Fragen der Philosophie? Welche Rolle kann und sollte Philosophie aus Ihrer Sicht heute spielen?

Es gehört zum Wesen der Philosophie, dass ihre drängendsten Fragen einfach nicht veralten, also Fragen nach dem Wesen der Welt, was die Dinge im Innersten zusammenhält, was der Sinn des Lebens ist, usw. Das heißt aber nicht, dass die Philosophie sich in gegenwärtigen Debatten nicht einmischen kann. Aus meiner Sicht muss sie das sogar. Denn Philosophie stellt nicht ein abrufbares Wissen bereit, worüber man verfügt, wenn man ein Studium der Chemie oder Medizin absolviert hat. Eher würde ich das, was das Studium der Philosophie erbringt, als Orientierungswissen bezeichnen. Die Schulung im Denken hilft einem, sich in der Welt im Allgemeinen, im Besonderen in der Welt des Denkens zu orientieren. Solche Orientierung schafft Sicherheit der Urteilskraft und ist damit charakterbildend. Philosophie schreibt dabei nicht einen bestimmten Moralkodex vor, sondern hilft dem Individuum, aus dem geschichtlich gewachsenen Fundus des Denkens bereit zu

stellen, um auf bestimmte Fragen der aktuellen Debatte Antworten zu finden. Philosophen sollen sich also einmischen, aber nicht, um Meinungen zu vertreten oder bestimmte Entscheidungen herbeizuführen, sondern um Orientierungshinweise zu geben oder auch Warnsignale zu setzen. Wenn man, wie ich, zudem der Meinung ist, dass zum Studium der Philosophie das Studium der Geschichte der Philosophie gehört, kann man auch aus dem Wissen der Historie des Denkens schnell Altbekanntes und „alten Wein in neuen Schläuchen“ identifizieren und auf dessen Vorzüge oder auch Gefahren hinweisen.

” *Philosophie schreibt dabei nicht einen bestimmten Moralkodex vor, sondern hilft dem Individuum, aus dem geschichtlich gewachsenen Fundus des Denkens Hilfestellungen und Orientierungsmöglichkeiten bereit zu stellen, um auf bestimmte Fragen der aktuellen Debatte Antworten zu finden.* “

Natürlich sollten Fachphilosophen sich in dieser Weise einmischen. Aber auch solche, die ein paar Semester Philosophie studiert haben und dann einen anderen Beruf ergreifen, sollten in der Lage sein, den „Philosophen in sich“ bei Bedarf „aufzuwecken“. Als Normalsterblicher muss man im Leben stehen und Entscheidungen treffen, mit deren Konsequenzen man leben muss. Der Philosoph hat das Privileg, sich aus

diesem bunten Treiben zumindest zeitweise – denn auch der Philosoph ist Vater oder Mutter oder Prüfer – zurückzuziehen. Aber als kritische Instanz, die hilft, Entscheidungen durch rationales wie auch kreatives Denken herbeizuführen, oder warnt, welche Konsequenzen gewisse Denkfiguren und damit konkrete Resultate zeitigen können, ist die Philosophie heute wichtiger denn je. Wie gesagt, nicht jeder muss deshalb „Philosoph“ werden (jedes Jahrhundert hat ohnehin nur 2-3 davon), sondern Philosophie darf sich nicht zu schade sein, auch bei Gelegenheit „Werkzeug“ zu sein und damit einsatzfähig zu werden.

6. Wenn Sie Studierenden der Philosophie einen Rat mitgeben könnten, welcher wäre das?

Ich fasse die Frage in zweierlei Hinsicht auf. Einmal für die, die Philosophie interessant finden und in dieses Gebiet durch ein paar Veranstaltungen oder im Nebenfach „hineinschnuppern“ wollen. Für diese Gruppe kann ich die Philosophie sehr empfehlen, weil sie Denken und – sehr wichtig! – auch Schreiben schult. Keiner, der die Argumentationsstruktur eines klassischen Textes aus der Philosophiegeschichte genau durchdacht und verstanden hat, wird diese Ressourcen ungenutzt lassen für das eigene Denken und schriftliche und mündliche Formulieren des Selbst-Gedachten. Wenn man sieht, wie viele Menschen öffentlichen Interesses, von denen man es gar nicht vermuten würde, einmal Philosophie studiert haben, und sei es nur durch

wenige Veranstaltungen, kann man nicht umhinkommen zu urteilen, dass ein Studium der Philosophie großen Teil am Erfolg vieler bekannter und berühmter Menschen hat (die meisten hiervon geben das auch offen zu). Mein Rat also für diese Zielgruppe ist: Auch wenn Sie ein normales „Brotstudium“ verfolgen, studieren Sie, wenn auch nur minimal, Philosophie. Sie werden zum besseren Denker und damit zu einem aufmerksameren, kritischeren, und im Ganzen interessanteren Menschen. V.a. letzteres ist mir wichtig: Philosophie schult die ganze Person und lässt sie reifen (und sie tut dies frei von Ideologie und Dogma), dies ist ein Aspekt, der in keinem anderen Studium auch nur im weitesten Sinne von Bedeutung wäre.

“ Philosophie schult die ganze Person und lässt sie reifen (und sie tut dies frei von Ideologie und Dogma), dies ist ein Aspekt, der in keinem anderen Studium auch nur im weitesten Sinne von Bedeutung wäre. “

Für die, die Philosophie so ernst nehmen, dass sie sie als Lebensaufgabe und Berufsperspektive annehmen, sei im Ernst zu Bewusstsein gebracht, dass Ihre Optionen und Möglichkeiten beschränkt sind. Sollten Sie in der Philosophie promovieren wollen und einen Berufsweg einschlagen wollen, gibt es als Berufsoption im Wesentlichen nur die Professur, und die ist v.a. in Deutschland sehr schwer zu erlangen.

Wer also diesen Weg gehen will, muss sich darauf gefasst machen und dafür auch gewillt sein, seinen Lebensweg auch im Ausland fortsetzen zu müssen. Der nach wie vor größte Markt hierfür ist Nordamerika. Dies muss ja kein Nachteil sein, denn viele haben ja Fernweh und können sich einen Umzug in ein anderes Land vorstellen. Aber man muss sich darauf einstellen, dass man sich den Ort, an dem man einmal leben und arbeiten wird, nicht aussuchen kann. Das gilt oftmals auch für den Lebenspartner, so dass man sich das einhandelt, was man in Amerika „the two body problem“ nennt.

Hat man jedoch einmal eine feste Stelle gefunden, so ist der Beruf des „Berufsphilosophen“ einer der erfüllendsten Berufe, die es gibt, und das sage nicht nur ich persönlich, sondern ist durch Umfragen belegt. Man hat es immer und zu aller Zeit mit den größten Köpfen in der Geschichte der Menschheit zu tun, es wird einem also nie langweilig und man ist ständig herausgefordert. Und als Lehrender man hat stets die Möglichkeit, positiven Einfluss auf junge Menschen auszuüben.

Die Fragen stellte Kevin Dear.
Gestaltung von Vanessa Klopries.